

KALONYMOS

... nahm in Hauptsachen so entschieden das Wort

Ludwig Philippson – Rabbiner und Publizist (1811–1889)

Harald Lordick und Beata Mache

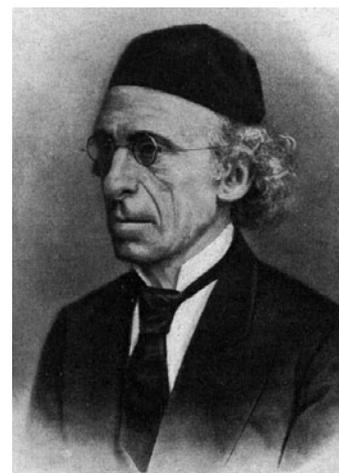
War das in den vergangenen fünf Jahrzehnten überhaupt schon einmal vorgekommen? In der ersten Januarwoche 1890 warteten die Abonnenten vergeblich auf ihre Zeitung. Und auch die zweite Woche verstrich. Endlich, am 16. Januar, gab es eine neue Ausgabe – nein, ganz neu war sie eigentlich nicht – die Nachrichten, sonst immer so aktuell, waren noch von Dezember. Eine Erklärung der Verspätung fand man nicht. Auf dem Titelblatt stand wie üblich: „in redaktionellen Angelegenheiten wende man sich an Doktor Philippson in Bonn direkt ...“ Nur wer genau hinsah, bemerkte die kleine Veränderung: „von Ludwig Philippson begründet“, statt „herausgegeben“. Erst am 19. Januar erfuhren die Leser den Grund der Verspätung: Noch im Dezember war Philippson gestürzt, an jenem Tag hatte er noch diktiert, über Treitschkes dritten Band der deutschen Geschichte diskutiert, einen Vortrag über Sizilien angehört und, wie jeden Freitagabend, seine Familie gesegnet. Er gelangte nicht wieder zu Bewusstsein und verstarb zwei Tage später, am 29. Dezember 1889.

Ludwig Philippsons Werk ist bekannt, kaum jedoch sein Leben. Die im Konzentrationslager Theresienstadt etliche Jahrzehnte später aufgezeichneten Erinnerungen seines (dort achtzigjährigen!) Sohnes Alfred, der mit knapper Not überlebte, enthalten um so wertvollere Passagen, dank derer wir uns das Leben der Familie vorstellen können. Man lebte im bildungsbürgerlichen Stil, allerdings recht zurückgezogen, und den in materieller Hinsicht sorgenfreien Lebensabend in Bonn verdankte das Ehepaar Philippson dem Vermögen des Sohnes Franz: Bankier, Generalkonsul für Italien in Brüssel und Vizepräsident der *Jewish Colonization Association*. Materiell sorgenfrei, so war es freilich nicht immer gewesen.

Kindheit, Jugend und Studienjahre

In seinen Erinnerungen beschreibt Philippson seine Geburtsstadt Dessau – wo er am 28. Dezember 1811 zur Welt kam – als einen Ort mit 10.000 Einwohnern, davon beinahe zehn Prozent Juden „von gemäßigt moderner Mentalität“. Zu feierlichen Anlässen besuchten auch Christen die „schöne, gewölbte, lichthelle“ Synagoge, doch die Juden unterlagen drückenden Beschränkungen und durften nur im südlichen Stadtteil „auf dem Sande“ wohnen. Der relativ große Bevölkerungsanteil hatte seinen Grund in der Nähe zur Messestadt Leipzig, wo Juden gar nicht siedeln durften. So wurden auch Juden, die während der Messe verstarben, in Dessau beerdigt.

Philippsons Vater Moses hatte eine hebräische Druckerei ins Leben gerufen und war Oberlehrer an der als *Freyschule für arme jüdische Knaben* gegründeten und später von Fürst Franz genehmigten *israelitischen Hauptschule*. Er starb, als Ludwig zwei Jahre alt war. Die Mutter musste darauf die Familie allein ernähren, durch Verkauf von Büchern, die noch ihr Mann gedruckt hatte, und nicht selten, indem sie Stücke aus seiner Bibliothek veräußerte. Trotz bitterster Not versuchte sie, ihren Söhnen den Weg zu einer ordentlichen Ausbildung zu ebnen: „Die Söhne meines Moses sollen nicht mit dem Packen auf dem Rücken über Land gehen; wie sollte ich das vor ihm verantworten, wenn wir uns wiedersehen?“¹ antwortete sie auf Ratschläge, die Söhne nicht zu einem Studium zu ermuntern, sondern sie zum Kleinhandel anzuhalten. So kam Ludwig schon im vierten Lebensjahr an die *Franzschule*. „Dem Hebräischen waren wöchentlich elf Stunden“ gewidmet, erinnerte er sich später. 1825 besuchte er das Dessauer *Bet Midrasch*. Als die Familie 1826 nach Halle zog, gelang es Ludwig als erstem Juden überhaupt, das als ausgezeichnet gel-



„Mein Vater war hochgewachsen, schlank, von gerader, imponierender Haltung – da er infolge seines Augenleidens nicht viel gebückt am Schreibtisch saß, sondern diktierend oder überlegend im Zimmer auf und ab zu gehen pflegte. Seine Gesichtszüge waren scharf geschnitten und edel. Die von Natur großen und strahlenden dunklen Augen waren im Alter durch eine blaue Brille verdeckt. Er konnte zwar kurze Briefe lesen und schreiben, auch Buchdruck eine Weile lesen, aber seine Arbeiten musste er diktieren, und was er an längeren Drucksachen aufnehmen wollte, musste ihm vorgelesen werden. Als Schreiber und Vorleser dienten ihm die Familienmitglieder, vor allem meine Mutter.“



Franzschule in Dessau „Wir machten die besten Fortschritte in Hebräisch, Französisch, Rechnen und Schönschreiben. Dem Hebräischen waren wöchentlich elf Stunden, dem Französischen sechs gewidmet. Wir brachten es im Übersetzen der heiligen Schrift recht weit, in Mischna und Schulchan-Aruch kamen nur Einige vorwärts. Und wie geringfügig war das Lehrmaterial, wie wenige gedruckte Schulbücher wurden uns in die Hand gegeben! Und doch bewiesen die zahlreichen öffentlichen Prüfungen, wie bedeutend die Resultate des Unterrichts waren.“

tende Gymnasium der *Großen Franckeschen Stiftung* zu besuchen – allerdings erst auf Intervention des Stiftungsdirektors Hermann August Niemeyer, der kurzerhand die Schulleitung anwies: „Der Knaabe L. Ph. ist sofort in die Schule aufzunehmen“. Zu seinem Unterhalt trug er selbst bei, indem er privaten Unterricht in Religion und Hebräisch gab. Er hoffte schon damals, den „Sinn für ihre altertümlichen Schriften und ihre ehrwürdige ehemalige Muttersprache“ bei seinen Schülern zu wecken.²

Mit 16 Jahren brachte er seine erste Veröffentlichung heraus, unter dem Namen seines älteren Bruders Phöbus: *Die Propheten Hosea, Joel, Jonah, Obadjah und Nahum. In metrisch-deutscher Übersetzung* (Halle: Ruff 1827). 1829 nahm er das Studium der klassischen Philologie in Halle auf, mit den Nebenfächern Philosophie, Geschichte, Recht und Naturwissenschaften. Sein Studium, das er nach kurzer Zeit in Berlin fortsetzte, musste er selbst finanzieren, da auch sein älterer Bruder die medizinische Ausbildung noch nicht abgeschlossen hatte.

Bedrängnis erlebte Ludwig nicht nur durch die materielle Lage seiner Familie. Juden hatten keine Bürgerrechte, waren in allen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen benachteiligt. In Dessau war er noch als Sohn eines ‚Schutzjuden‘ geboren, ein Handwerk hätte er dort nicht ergreifen können. Lange Jahre kämpfte die Gemeinde vergeblich darum, dass die Innungen auch den jüdischen Nachwuchs in die Lehre nahmen. Und trotz seiner offensichtlichen Begabung und seines Einsatzes war klar, dass die naheliegende und angestrebte wissenschaftliche Karriere als Philologe ihm in Deutschland nicht möglich sein würde. Ins Ausland zu gehen, nach Frankreich etwa, dafür reichten seine Mittel nicht. Fünfzehn Jahre später schrieb er in der AZJ: *Man hatte den Juden alle Pforten, die in den Tempel der Wissenschaft und der geistigen Ausbildung führen, geöffnet, aber alle Pforten, die aus diesem Tempel in das Leben führen zu gedeihlicher Wirksamkeit und fröhlicher Anerkennung, verschlossen, dicht verschlossen.*“³

Auch in Berlin stieß Philippson unvermittelt an Grenzen, als er für seine Arbeit über das Leben des italienischen Humanisten Lorenzo Valla in lateinischer Sprache einen Preis erhielt. *Als ich in der Rendantur des Konsistoriums erschien (mit der Anweisung des Dekans über 30 Taler), faßte mich der Rendant, ein kleiner schwächlicher Mann mit großer Hornbrille auf der Nase, scharf ins Auge und prüfte*

*genau meine Papiere, die ich zur Legitimation meiner Person vorzulegen hatte. Dann sprach er: „Sie sind doch Jude?“ Ich bejahte dies. „Wie kommen Sie dazu einen Preis aus einer christlichen Konsistorialkasse beziehen zu wollen?“ Meine Antwort lautete: „Durch nichts Anderes als das Urteil der Fakultät und die mir von dieser gewordene Anweisung.“ Der kleine Mann geriet in Zorn, schlug auf das Pult und schrie: „Das muß erst noch weiter untersucht werden!“ Ich wanderte sofort zum Dekan und berichtete ihm über den Vorgang, worauf dieser ausrief: „Will solch ein Rendant sich das Richteramt über die Fakultät anmaßen?“ Sofort schrieb er auf ein Blatt Papier: „Die 30 Taler sind augenblicklich dem Studiosus Philippson auszusahlen“ und versah dies mit Unterschrift und Siegel. Der Herr Rendant brummte gewaltig, mußte sich aber fügen.*⁴

Solche Vorfälle sprechen für sich, und wirklich gut war die Sache nicht ausgegangen. Denn fortan wurde, um solche ‚Probleme‘ zu vermeiden, der Preis nur für Kommilitonen „christlichen Glaubens“ ausgeschrieben! So war es nur folgerichtig, dass Philippson sich auch politischeren Themen zuwandte. Mit 21 kam er, offensichtlich von Hegel inspiriert, auf die pfiffige Idee, nicht zu fragen, wie die Juden das Bürgerrecht erlangen könnten, sondern erst einmal, warum sie es überhaupt verloren hatten: *Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche? Eine indirekte Beantwortung der Frage: Sollen die Juden das Bürgerrecht erlangen? Beantwortet von Ludwig Schragge, seinem Pseudonym* (Berlin: Fröhlich 1832).

Seine bald darauf vorgelegte Dissertation widmete er allerdings, das wäre wohl auch nicht förderlich gewesen, nicht diesem Thema.

Rabbinat in Magdeburg

Ein Zufall entschied über Philippsons weiteren Lebensweg: Von seiner Familie überredet, hielt er eine Traured in Osterburg – auf Deutsch, und beeindruckte damit den Bräutigam so sehr, dass der sie drucken ließ – was wiederum die Magdeburger Gemeinde auf Philippson aufmerksam machte. Zu dieser Zeit war die deutschsprachige Predigt noch selten. Man bat ihn, zu *Rosch haSchana*, dann zu *Jom Kippur* und *Sukkot* zu predigen, und bald schon tat er das regelmäßig. So übernahm er in Magdeburg an seinem 22. Geburtstag die Aufgaben eines Predigers. Dieser Arbeit widmete er sich sehr engagiert: Er predigte und unterrichtete mit gro-

Das Arbeitszimmer Philipppsons in Bonn „Die abendlichen Stunden um Vaters Tisch waren die traulichsten des Tages. Einer von uns las vor, sei es die Zeitung – wir hielten die Kölnische, die Bonner, zeitweise auch die Vossische Zeitung und die Wiener Neue Freie Presse, außerdem mehrere jüdische Zeitschriften – sei es aus einem belletristischen oder aus einem populärwissenschaftlichen Werk. Sehr beliebt war auch der Kladderadatsch, der in den siebziger Jahren auf seiner Höhe war. Seine politische Satire, seine unsterblichen Figuren *Müller und Schulze*, sein *Briefkasten* (eine Sammlung unfreiwilliger Komik) lösten, vorgelesen, oft Lachsalven im Familienkreise aus.“



ßem Erfolg und bald schon auch staatlich geprüft: Am 10. März 1834 bestand er die preußische Dienstprüfung als „geistlicher Lehrer“ mit dem Prädikat „vorzüglich“. Seine Rabbinerausbildung absolvierte er bei Privatlehrern in Berlin, Vertretern des östlichen Judentums. Philipppson selbst war zu dieser Zeit eher von Gabriel Riesser beeinflusst und dem Reform-Judentum zugeneigt. Die Lehrbefugnis erhielt er 1839 von dem reformnahen, preußisch-westfälischen Landesrabbiner in Brilon, Joseph Friedländer. Im selben Jahr noch übernahm er das Magdeburger Rabbinat. Die Gemeinde ließ ihm große Freiheiten: Seine politischen und publizistischen Ambitionen erforderten viel Zeit, dazu kamen notwendige Kuraufenthalte, die ihn von seiner Arbeitsstätte lange fernhielten.

Schließlich erzwang seine angegriffene Gesundheit eine drastische Veränderung: „Der Zustand meiner Augen und meines ganzen Organismus nötigt mich, mein Amt aufzugeben“, schrieb er 1861 an Moses Hess. Sein Sohn erinnert sich: er war *in der damals sehr engen und ungesunden Festungsstadt Magdeburg von wiederholten typhösen Erkrankungen sehr mitgenommen, verlor ausserdem sein Augenlicht fast ganz, sodass er auf dringenden Rat der Ärzte im Jahre 1862, also im Alter von 50 Jahren, sich pensionieren ließ und nach Bonn in ein gesünderes Klima und in eine schönere und heiterere Umgebung übersiedelte.*⁵ An seinem publizistischen Eifer änderte das nichts.

Politisches Engagement

Philipppson war nicht nur in jüdischen Belangen politisch engagiert, und unternahm mehrfach Anläufe, in die allgemeine Politik zu gehen, insbesondere in der Revolutionszeit. Er galt als gemäßigt liberal, war 1848 Ersatzmann im konstituierenden preußischen Landtag sowie stellvertretender sächsischer Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung. 1863 kandidierte er erfolglos im Posener Wahlkreis Schwersenz für den preußischen Landtag. Seit 1850 saß er im Magdeburger Gemeinderat.

Vielleicht waren es ja die in der Jugend erlebten Hemmnisse, die ihn bewogen, sich mit der Gründung eines Hilfsvereins für die Handwerker zu engagieren. Ob man ihn deshalb 1849 in den Gewerberat entsandte? Denn eigentlich war dies Gremium mit Händlern, Handwerkern, Fabrikanten und Technikern besetzt. Natürlich hinterließ auch diese Initiative publizistische Spuren, im sächsischen

Handwerkerblatt und in der *Zeitung für die Gewerbetreibenden in den preußischen Staaten*.

Das eigentliche politische Thema, der rote Faden aber war der Kampf um die bürgerliche Gleichstellung der Juden. So war seine Streitbarkeit gefragt, als 1862 einem jüdischen Lehrer an der städtischen Schule in Posen die Anstellung verweigert wurde. Als der zuständige Minister dies auch noch im Abgeordnetenhaus verteidigte und dem Judentum Intoleranz vorwarf, intervenierte Phillipppson mit einem offenen Brief, den etliche Zeitungen druckten.⁶ In der Debatte hatte der Minister allerdings einen einsamen Stand, und vier Tage später musste er wegen Budgetfragen zurücktreten.

Anlässe sich einzumischen gab es genug: Wiederholt petitionierte er in Fragen der Gleichberechtigung und der jüdischen Gemeindeverfassung, gegen den entwürdigenden ‚Judeneid‘ und für den Militärdienst der Juden. So blieb er im preußischen Abgeordnetenhaus oder im Parlament des Norddeutschen Bundes kein Unbekannter. Sicher sah Philipppson darin eine Vorbildfunktion: errungene politische und bürgerliche Rechte galt es auch selbstbewusst wahrzunehmen, und er hielt es für wichtig, gerade von jüdischer Seite bürgerliches Engagement in und für die Gesellschaft zu zeigen.

Das blieb immer auch ein Spagat. Die Kaiserproklamation von 1871 nahm er zum Anlass für einen patriotischen, aber auch aus süddeutsch-jüdischer Sicht gehörige Skepsis vermittelnden Artikel: weil aus der fortschrittlicheren Sicht *von Preußens Regierung noch immer gegen alles, was die Pflege des Judenthums und des jüdischen Cultus betrifft, eine Apathie und Geringschätzung manifestiert wird, welche eine Verläugnung des Princips der Gleichberechtigung involviert...* So sehr man also „freudig“ den „Neubau des Vaterlands“ begrüßte, so sehr war man aus gutem Grund (und schlechter Erfahrung) bang um das Errungene. „Doch wo viel erreicht ist, kann auch der Fortgang nicht ausbleiben“, ließ Philipppson seinen Optimismus nicht sich nehmen.⁷

Die Zukunft im Auge haben, auf dem Boden der Vergangenheit stehen: Die Allgemeine Zeitung des Judenthums

Ein halbes Jahrhundert hatte Philipppson die AZJ praktisch allein redigiert; kein Wunder, dass die Zeitung nach seinem Tod einige Wochen aus dem Takt kam. Sie war 1837, er war gerade 26 Jahre alt, als *unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse* gegründet worden.

Die Bonner Villa um 1920 „Der Garten war für meinen Vater, man kann sagen, ein Lebensverlängerer. Wenn das Wetter es erlaubte, sah man wohl seine hohe Gestalt auf den etwas geschlängelten, kiesbestreuten Wegen auf- und abwandeln, seine Arbeiten überdenkend oder in seinen Mußbestunden sich erfrischend.“



Titelblatt der ersten Ausgabe der Allgemeinen Zeitung des Judentums. Unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse in Betreff von Politik, Religion, Literatur, Geschichte, Sprachkunde und Belletristik. Redacteur: Dr. Ludwig Philippson, israelitischer Prediger in Magdeburg. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig.

Der junge Herausgeber verfolgte ein höchst ehrgeiziges Ziel: „dem jüdischen Publikum, wie der gesamten gebildeten Welt mit wissenschaftlicher Kraft und sittlichem Ernst den Gedanken der religiösen Aufklärung und bürgerlichen Gleichstellung zur Aussprache [zu] bringen“, formulierte er nicht ohne Pathos.⁸ An seinen Bruder schrieb er am 4. März: *Etwas Wichtiges habe ich Dir zu melden, ich habe den Plan gefasst, eine „Allgemeine Zeitung für das Judentum“ herauszugeben. Ich habe das Ding energisch angegriffen und schon von zwei Buchhändlern bejahende Antwort. Ich werde mich mit Baumgärtner in Leipzig darüber einigen.*⁹ Der praktisch denkende Philippson wählte Leipzig als Verlagsort, weil er dort die preußische Zensur umgehen konnte und in der Messestadt die Verbreitungsaussichten der Zeitschriften günstig waren. Die erste Ausgabe erschien am 2. Mai 1837, und das Projekt wurde ein Erfolg. Schon im ersten Jahr soll es Tausende Abonnenten gegeben haben. Zuerst erschien sie dreimal pro Woche, seit dem dritten Jahr dann wöchentlich und mit größerem Umfang. Philippson hat die AZJ allein aufgebaut, als Autor, Verleger und Vertriebsleiter.

Dass eine jüdische Zeitschrift auf Deutsch erschien, war zu dieser Zeit längst nicht mehr ungewöhnlich, dass sie aber alle deutschen Juden erreichen wollte, war neu. Geradezu revolutionär war ihr Interesse an Politik: überparteilich, die jüdische Identität stärkend, zugleich patriotisch. Die Haupt rubriken galten Politik, Religion, Literatur, Geschichte und Sprachforschung. Sehr wichtig waren ihm die Korrespondenzen aus allen Gemeinden, denn auch dies betonte das Interesse an der Vielfalt des Judentums.

Innerjüdisch wollte die AZJ Reformfreunden wie auch Reformgegnern eine Plattform bieten, zu Kompromissen beitragen. So schrieben hier sowohl Orthodoxe wie Samson Raphael Hirsch als auch radikale Reforme wie Michael Creizenach, Abraham Geiger oder Samuel Holdheim.

Anfangs durchaus umstritten, blieb die AZJ bis zur Reichsgründung die wichtigste meinungsbildende jüdische Zeitschrift. Ihre Leser fand sie nicht nur in Deutschland, sondern europaweit, insbesondere auch unter den gebildeten Juden Osteuropas. „In den russischen Ostprovinzen bin ich jetzt für die Juden die intellektuelle und politische Stütze“, stellte Philippson fest.¹⁰ Das ist auch nicht verwunderlich. Für Philippson war eben nicht nur das deutsche Ju-

dentum wichtig, vielmehr wollte er die Solidarität unter allen Juden stärken. So berichtete er aus Russland, Rumänien, Palästina, aus der Türkei und brachte mehrere Artikel zu den Verhältnissen in Rom, um das letzte damals noch bestehende Ghetto Europas endlich Vergangenheit werden zu lassen.

1856 veröffentlichte die AZJ in Fortsetzungen einen Text, der auch selbständig erschien und in mehrere Sprachen übersetzt wurde: *Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?* Nicht nur als Jude, sondern auch als Altphilologe antwortet Philippson klar und eindeutig: Nein, nicht die Juden, die Römer.

Hundert Jahre nach der kühnen Idee einer *Allgemeinen Zeitung des Judentums* stellte sich die *Zeitung des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* nicht nur im Untertitel ganz in deren Tradition und zitierte Philippson: *Wir haben während unserer ganzen Wirksamkeit den Grundsatz befolgt, dass, wo irgend innerhalb des Judentums sich Leben regte, eine Kraftäußerung zutage strebte, ein Gedanke die Geister zu beleben und zur Beteiligung des Interesses führen könnte, dies mit aller Kraft zu fördern ist.*¹¹ In schwierigster Lage würdigten die Journalisten der CVZ 1937 Philipppsons wissenschaftliches Denken, seine „klare, edle und reine Sprache“ und seinen, ehemals so kritisierten, „besonderen Sinn für das Organisatorisch-Praktische“.

Gemäßigte Reform: die Rabbinerversammlungen

Zu den Zielen Philipppsons gehörte auch die Reform des Kultus: Auf den Seiten der AZJ entstand die Idee einer *Zeitschrift für die liturgische Musik*. In Magdeburg führte er Orgel, Chorgesang und „Konfirmationen“ ein und komponierte einstimmige Gesänge. Er strebte nach Vereinheitlichung, die – gemeinsam abgestimmt – von den Gemeinden übernommen werden sollte. Dementsprechend gehörte Philipppson zu den ersten Organisatoren der Rabbinerversammlungen in Braunschweig 1844, Frankfurt 1845 und Breslau 1846. Gegen seine Erwartungen allerdings blieben die älteren, gemäßigten Rabbiner fern, das Wort übernahmen die „jungen Wilden“, radikale Reforme. So gingen dann die Vorschläge dem eher gemäßigten Philippson zu weit. Seine Position, sich nicht einem der Lager anzuschließen, sondern auf Kompromiss gestützte, versöhnende, die Einheit des Judentums wahrende Schritte zu setzen, fand weder hüten noch drüben Verständnis. Er, grundsätzlich Reforme, wollte jedenfalls in Kultusfragen keineswegs

Der Aufruf an alle Rabbinen und jüdische Geistlichen Deutschlands zu jährlichen Versammlungen.

Das erste, das notwendigste ist, daß keine Meinungsverschiedenheit, keine Ränzung allein repräsentirt oder ausgeschlossen werden darf. **Alle** sind geladen, **Alle** sind verpflichtet, **Alle** aufgenommen. Nur aus dem Zusammentritt Aller kann der Zweck erreicht, das Heil erzielt werden.

Der Zweck der Versammlungen ist:

- 1) das Kennenlernen und die Annäherung der jüdischen Geistlichen untereinander;
- 2) die gemeinsame Anregung in der Führung des Amtes;
- 3) das gemeinschaftliche Unternehmen allgemeiner Werke und Institute;
- 4) die gemeinsamen Berathungen über alle israelitischen Angelegenheiten.

AZJ 15. Januar 1844

eine Anpassung an die christliche Mehrheit.

Also hielt er in der Frankfurter Rabbinerversammlung ein Plädoyer für das Hebräische: Weil es die universelle Sprache aller Juden sei, sei es auch Hauptsprache in der Synagoge und Deutsch dort nur begrenzt einzuführen. Als die Mehrheit der Delegierten aber anders votierte, schied Philippson aus diesem Gremium aus. An seinen Bruder schrieb er jedoch: „Ich nahm in den Hauptsachen so entschieden das Wort und mit solcher Kraft, daß ich als Redner die erste Stellung in der Versammlung eingenommen und mir eine fast überwiegende Stellung erobert habe.“¹² Womöglich überschätzte er hier seine Rolle, sein herausragendes Engagement blieb aber unumstritten.

„Das besondere Eigenthum des israelitischen Stammes“

Kaum hatte die AZJ die Gründungsphase überstanden, startete Philippson schon das nächste Projekt. Gemeinsam mit seinem Bruder Phöbus entschloss er sich, ein Werk anzugehen, das schon seinen Vater umgetrieben hatte, das er aber nicht vollenden konnte: eine Bibelübersetzung. Zudem beunruhigte die wachsende Aktivität sogenannter christlicher Bibelgesellschaften und die weite Verbreitung von Missionsbibeln unter den Juden. Eine geeignete jüdische Bibel sollte her! Die kam zwischen 1839 und 1854 zuerst in 96 Lieferungen, dann in drei Bänden, zweisprachig, mit Kommentaren, „möglichst wortgetreu, jedoch zugleich überall dem deutschen Sprachgenius entsprechend“.¹³ Mit ihren 500 Holz- und Stahlstichen („ethnographische, naturhistorische, antiquarische Gegenstände und Landschaften“)¹⁴ belief sie sich bis 1866, so heißt es, auf 100.000 verkaufte Exemplare – ein großer Erfolg. Parallel erschien eine unkommentierte, nicht bebilderte zweisprachige „Volksausgabe“. 1874 folgte noch eine „Prachtausgabe“ mit 154 Illustrationen von Gustave Doré. Doch es hagelte auch Kritik sowohl von Orthodoxen wie von Reformern. Diese warfen ihm unwissenschaftliches Vorgehen, jene Verstöße gegen die Tradition und Relativierung der Autorschaft Moses' vor. Philippson hielt dagegen: Seine Übersetzung sei *weniger Product ausführlicher Kritik und ein Sammelwerk erschöpfender Gelehrsamkeit, als vielmehr darauf gerichtet, den positiven Inhalt der heiligen Schrift zu zeichnen, dessen Erkenntniß und Verständniß zu mehren*.¹⁵ Den Orthodoxen entgegnete er, dass schon in der Zeit von Talmud und Midrasch „die freieste Bewegung der

Auslegung gepflegt“ wurde, und dass „im Judenthume niemals irgend eine Uebersetzung oder irgend eine Auslegung eine unbedingte, gewissermaßen officielle Autorität erlangt“ habe.¹⁶

„Keine Politik und keine Polemik“: Das Institut zur Förderung der israelitischen Literatur

Am 19. Februar 1855 erschien in der AZJ die *Auforderung an alle deutsch-lesenden Israeliten zur Gründung einer israelitischen Literatur-Gesellschaft*. Zusammen mit Isaak Markus Jost und Adolph Jellinek schuf Philippson ein Institut, das „fern jeder Parteilichkeit“ jüdisches Schrifttum fördern wollte, ein dringendes Bedürfnis, weil „viele der würdigsten und tüchtigsten Geistesproducte jüdischer Schriftsteller in den Pulten derselben vergessens die Veröffentlichung erwarten.“¹⁷ Jellinek schied schon 1856 wieder aus: Er übernahm das Rabbinat in Wien, in Österreich war das Institut aber zu dieser Zeit wegen angeblich staatsgefährdender Tendenz verboten. Jost engagierte sich bis zu seinem Tod 1860. Als Nachfolger standen Philippson Abraham Meyer Goldschmidt und Levi Herzfeld zur Seite. Schon im Mai gab es 1200 Abonnenten, also konnte Autoren ein „angemessenes Honorar“ angeboten werden. Am 7. Mai 1855 rief Philippson dazu auf, Texte bei ihm einzureichen und zwar anonym. Erst nach der Überprüfung sollten die Autoren – durch die AZJ informiert – sich namentlich melden. So betonte er immer wieder die angestrebte Objektivität der Auswahl, auch weil ihm daran lag, den Vorwurf, er wolle nur eigene Publikationen fördern, zu entkräften. Nur ein Auswahlkriterium wurde genannt: *keine Politik und keine Polemik*. Selbstverständlich dachte Philippson an den wirtschaftlichen Erfolg des Instituts und nicht allein an die Förderung von Wissenschaft und Aufklärung: Das Institut musste sich auch finanziell tragen, Leser befriedigt werden. Trotzdem wagte es, viele Werke zu publizieren, die nicht sofort Erfolg versprachen. Man entwarf 1856 den *Plan einer Real-Encyclopädie oder Conversations-Lexikon des Judenthums*. Dessen Motivation bewegt bis heute jüdische Bildungseinrichtungen: Das Wissen der Juden selbst zu vertiefen, „damit die Kenntniß des Judenthums die Masse derselben von Neuem durchdringe“, der Unwissenheit der Mehrheit entgegenzuwirken, „herrschende Vorurtheile zu zerstreuen.“ Die Idee war nicht neu, Philippson verfolgte sie schon seit zwanzig Jahren.



Anmerkungen

1. Paula Ph., S. 136
 2. Ost und West 1904, Sp. 820
 3. AZJ, 16.10.1848
 4. Josef Bass, S. 12
 5. Alfred Ph., S. 11
 6. Schreiben an Se. Excellenz den Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten Herrn v. Bethmann-Hollweg, Magdeburg, 7. März, in: AZJ, 18.3.1862
 7. AZJ, 17.1.1871
 8. Beilage zur AZJ, 1.4.1887
 9. Brief an Phöbus Ph., Ludwig Philippson Family Collection im LBI Archiv (online)
 10. 1867 an Martin Ph., Family Collection
 11. CVZ, 6.5.1937
 12. Family Collection
 13. AZJ, 5.5.1874
 14. AZJ, 10.7.1854
 15. AZJ, 10.7.1854
 16. AZJ, 5.5.1874
 17. AZJ, 19.02.1855
 - 18 Vgl. Elbogen, S. 16ff.
- Zitate in den Bildunterschriften:
AZJ 1.12.1887 sowie A. Philippson, S. 13, 14, 20, 51

Quellen

- Andreas Gatzmann: Die Brillanz des Mittelmaßes. Ludwig Philippsons bürgerliches Judentum. In: Jüdische Bildung und Kultur in Sachsen-Anhalt von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus (minima judaica 7). Hg. v. G. Veltri und Ch. Wiese. Berlin 2009. S. 147–174
- Alfred Philippson: Wie ich zum Geographen wurde. Aufgezeichnet im Konzentrationslager Theresienstadt zwischen 1942 und 1945. Hg. v. H. Böhme und A. Mehmel. Bonn 2000.
- Erik Lindner: Presse und Obrigkeit. *Trumah* 1992. S. 175–187
- Karl Gutzmer: Die Philippsons in Bonn. Deutsch-jüdische Schicksalslinien 1862–1980. Bonn 1991.
- Hans O. Horch: Allgemeine Zeitung des Judentums. Auswahl-Bibliographie. In: Auf der Suche nach der jüdischen Erzählliteratur. Frankfurt/M. 1985. S. 325–446
- Johanna Philippson: Ludwig Philippson und die Allgemeine Zeitung des Judentums. In: Das Judentum in der deutschen Umwelt 1800–1850. Hg. v. H. Liebeschütz und A. Pauker. Tübingen 1977. S. 243–291
- Ismar Elbogen: Ludwig Philippson. Leipzig 1912.
- Josef Bass: Ludwig Philippson. *MGWJ* (1) 1912. S. 1–32
- B. Saphra: Ludwig Philippson (Unsere Erzähler). *Ost und West* 1904. S. 819–30

Gerne hätte man, einen Band pro Jahr geliefert, doch der ambitionierte Plan scheiterte, wohl aus finanziellen Gründen. Das Institut, das bis zu 3.500 Abonnenten zählte, gab in achtzehn Jahren fast achtzig Titel von fünfzig Autoren heraus, 120–135 Druckbögen pro Jahr. Darunter finden sich auch bekannt gewordene Werke wie die *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart* von Heinrich Graetz (die letzten Lieferungen nicht mehr, weil sich Philippson und Graetz über die Auffassung der Frühgeschichte zerstritten); *Geschichte des Judentums und seiner Sekten* von Isaak Markus Jost, viele Schriften von Philippson selbst, aber auch von – Jelinek hatte ihn überredet – Abraham Geiger. Philippson veröffentlichte in der Reihe *Israelitische Volksbibliothek* auch literarische Texte. Er sah in dieser Gattung ein Medium zur Verbreitung jüdischen Wissens und wollte damit auch das wachsende Unterhaltungsbedürfnis seiner Leser befriedigen.

Nach knapp zwanzig Jahren jedoch, am 7. Juli 1874, gab Philippson in der AZJ die Schließung des Instituts bekannt und führte das nicht nur auf wirtschaftliche Gründe zurück: zwar vermochte der Abonnementspreis die verdoppelten Herstellungs- und Versandkosten nicht mehr zu decken, und war die Abonnentenzahl auf (immerhin noch) 1400 gesunken, das eigentliche Problem sah er jedoch in der „wachsenden Unfruchtbarkeit seitens jüdischer Autoren“!

Eine Würdigung: „Edler Preuße israelitischer Konfession“? Philippsons Leistungen mangelte es nicht an Kritikern. Gleich nach Gründung der AZJ urteilte Abraham Geiger, sie sei ohne Richtung, gefällig und oberflächlich, wolle „mehr befriedigen als anregen“. An M. A. Stern schrieb er 1839: „Ph. ist anmaßend wie ein Zeitungsschreiber, wie einer von den belletristischen Allerweltswissern“, ihm fehle „die Tüchtigkeit und Reinheit der Gesinnung“. Geiger warf Philippson auch vor, über seine Kontroverse mit dem orthodoxen Rabbiner Tiktin in Breslau nicht ausreichend und nicht objektiv in der AZJ zu berichten, durch die er ohnehin einen zu großen Einfluss auf die Meinungsbildung habe. Zudem habe er sich Geigers Ideen, der Gründung eines Instituts für Literatur und einer jüdisch-theologischen Fakultät bemächtigt. Nun, Geiger mag die Ideen zuerst gehabt haben, doch Philippson wusste sie zu verwirklichen. Kein Wunder, dass es während der Rabbinerversammlungen zu Streitigkeiten zwischen ihnen kam. Auch Julius Fürst griff 1842 im *Orient* Philippson und die AZJ an: Er sei kein Rabbiner, höchstens Rabbiner-Kandidat, er sei des Hebräischen nicht mächtig, könne nicht im Talmud arbeiten; „Lächerlichkeit, Arroganz, Wichtigthuerei“ zeichneten ihn aus, die AZJ würde „durch einen populären klatschenden Ton einschläfern“; auch sei es unehrenhaft, dass Philippson des Geldes wegen für

einen Buchhändler französische Romane übersetze.

Ebenso zerbrach kurz nach Philippsons Umzug nach Bonn das gute Verhältnis zu Moses Hess. Er setzte sich in heftige Gegnerschaft zu der von Hess propagierten Erneuerung des traditionellen Judentums und der Wiederherstellung der jüdischen Nationalität, woraufhin Hess ihn als „edlen Preußen israelitischer Konfession“ abtat.

Zar Nikolaus I. zeichnete Philippson für seine Bibelübersetzung und „Verdienste um die Bildung seiner Glaubensgenossen“ aus, und auch Alexander I. wusste ihn zu schätzen, was den Bonner Oberbürgermeister Doetsch auf die Idee brachte, Philippson müsste doch ebenso eine deutsche Auszeichnung bekommen, wollte man denn dem Zaren nachstehen? So wurde Philippson 1878 der *Preussische Rote Adlerorden IV. Klasse* verliehen.

Und auch innerjüdisch wurde ihm manche Würdigung zuteil: Zu seinem siebzigsten Geburtstag rief der *Deutsch-israelitische Gemeindebund*, zu dessen Gründern er ja gehört hatte, die *Philippson-Stiftung* für in Not geratene Gemeindebeamten ins Leben. In Baltimore 1869 und Bonn 1935 entstanden *Ludwig-Philippson-Logen* des B'nai B'rith. Und als 1872 endlich die *Hochschule für die Wissenschaft des Judentums* in Berlin eröffnet werden konnte, da hielt Philippson, der so lange für diese Idee gekämpft hatte, den Festvortrag.

Philippson setzte sich eindringlich für eine jüdisch-theologische Fakultät an der Universität ein. Dies scheiterte nicht zuletzt an dem tiefen religiösen Zwiespalt in den Gemeinden. Es war ein Kulturkampf auszutragen zwischen der Religionsausübung in hergebrachter Form und den Ansprüchen der Zeit: Geiger rief zur Reform, zu einer Umwertung aller Werte auf, Samson Raphael Hirsch hingegen forderte Erhaltung der Überlieferung in vollem Umfang. Der heftige Streit ließ ein Schisma befürchten. Philippson wählte in der Krisis seinen eigenen Weg, den des geschichtlichen Judentums. Wesentlich war für ihn: die ewigen Lehren in der geschichtlichen Entwicklung zu erhalten. Als „historischer Israelit“ hielt er fest an der Tradition des einheitlichen Judentums, auch dem orthodoxen Judentum versagte er seine Anerkennung nicht. Nicht Reform, sondern Regeneration lautete seine Parole.¹⁸

Neben seinem Engagement in den kontroversen Kultus- und Wissenschaftsfragen bleiben seine Verdienste um die deutsch-jüdische Publizistik, sein Eintreten für jüdisches Selbstbewusstsein, gesellschaftliche Teilhabe und selbstverständliche Gleichberechtigung. Nicht zuletzt ist die AZJ, insbesondere auch durch ihre Fülle kleiner und unscheinbarer Lokalnachrichten von nah und fern, bis heute eine unverzichtbare Quelle für Historiker der deutsch-jüdischen Regional- und Lokalgeschichte (online auf *compactmemory*). Zuweilen ist eine Notiz darin die einzige Spur, die wir von einem Ereignis haben, das heute noch oder wieder interessiert.

Italo Svevo zum 150. Geburtstag

Vom gar nicht italienischen Umgang mit der *malattia* (die einmal eine englische war)

Bert Sommer

In Triest 1883 geboren zu werden, galt Umberto Saba, dem anderen, eine Generation jüngerer großen Sohn der Stadt, wie eine Geburt anderswo im Jahr 1850¹. Wer also unter Verzicht auf die unbedachte Gleichsetzung der triestiner mit der mitteleuropäischen Chronologie den 150. Geburtstag Italo Svevos zum Anlaß nimmt, sich mit den Wurzeln seiner Modernität auseinanderzusetzen – Svevo war der älteste einer Reihe von Autoren, die nach landläufiger Ansicht den modernen Roman begründeten² – darf also noch um einiges mehr erstaunen: Wie konnte ein 1861 im k. k. Triest geborener Autor – nach Sabas Zählung entspräche das dem Jahr 1828 – zu einem derart in die Zukunft weisenden Lebensroman finden?

Aron Hector Schmitz, so der Geburtsname Svevos, wurde zum Intellektuellen in permanenter Lebenskrise mit einem frühen Hang zur Bühne. Erst auf dem Umweg über den Journalismus erkennt er die Prosa als sein eigentliches Metier. Sein künstlerisches Werk dient ihm nun unverhohlen zur Beschäftigung mit sich selbst. Ausgezeichnet mit egozentrischem Überlegenheitsgefühl, das er mit seinen kulturellen Ambitionen noch untermauerte, sah er sich doch zugleich auch als lebensuntüchtig, ja als krank. Und so kreisen seine Gedanken wie die seiner Helden, zunehmend neurotisch unter bereits gelichtetem Haupthaar, unverändert um sich selbst, um das Altern und den Tod, aber auch um schöne Frauen – die Allianzen des Lebens werden jedoch stets von der Realität, nicht aber von den Bemühungen um sie bestimmt. Seiner Selbsteinschätzung begegnete er mit einem in klinischer Hinsicht allerdings eher folgenlosen Interesse an der „psicanalisi“. Sie war in seinen Kreisen längst Mode geworden, in einer Hafenstadt – einzig die Stadt ist sein Revier – die die höchste Selbstmordrate Europas aufzuweisen hatte, die als Schmelztiegel verschiedenster Einwanderergruppen ihre Bevölkerungszahl zu Lebzeiten des Autors verdoppelte, und ihrem Land zum Einfallstor und Sprungbrett der Lehren Sigmund Freuds wurde.

Seine erste, nur adoptierte Hochsprache, in der er jedoch nie schreiben wird, ist Deutsch. Bereits sein Elternhaus, in dem man unter sich einen mit der Zeit geradezu international gewordenen lokalen Dialekt sprach, hielt es bürgerlich ruhig mit der Religion. In Fragen wie Schulbesuch oder Verheiratung blieb man noch wie selbstverständlich „unter sich“. Demgegenüber äußerte er selbst sich bevor-

zugt als bekennender Freigeist mit bürgerlich philanthropisch-sozialistischem Einschlag. Die Politik jedoch hielt er (im großen Ganzen, wie auch die Religion) aus seinem literarischen Werk heraus. Materiell war er in den ersten Lebensjahren bescheiden, nach einer Durststrecke jedoch durch angeheirateten, beträchtlichen Wohlstand rundum sorgenfrei abgesichert. Sein Instrument war die klassische Violine, die ihm über emotionale Krisen, auch über den selbstauferlegten Verzicht auf das Schreiben, hinweghelfen sollte. Er starb als katholischer Industrieller, der auf dem jüdischen³ Friedhof Triests bestattet wurde.

Wir blicken also auf die Konstruktion einer für die Jahrhundertchwelle nicht untypischen, noch weit ins 20. Jahrhundert hineinweisenden Existenz, wenn wir von – ja von wem sprechen wir? Von Zeno Cosini, alias Emilio Brentani alias Alfonso Nitti? Oder von ihrem Schöpfer Italo Svevo, der sich in ihnen mit reichlicher Selbststilisierung nachzeichnete? Und ja auch nicht Italo Svevo hieß, ist dieser Kunstname doch nur das vierte der Pseudonyme des schreibenden Bankangestellten und Fabrikdirektors Ettore Schmitz. Über seinen letzten Roman, die „Bekenntnisse des Zeno Cosini“, sagte er in einem berühmten Brief an Eugenio Montale: „Es ist eine Autobiographie, und nicht die meine.“⁴ Seine Arbeitstechnik beschreibt er im Anschluss daran so: „Wenn man mich allein ließ, suchte ich mich davon zu überzeugen, selbst Zeno zu sein. Ich lief wie er, rauchte wie er und fischte aus meiner Vergangenheit alle seine Geschichten, die den meinen nur deshalb ähneln können, weil jede Erinnerung eigener Erlebnisse immer nur eine Rekonstruktion ist, die leicht zur völligen Neukonstruktion werden kann, sobald es gelingt, sie in eine neue Atmosphäre zu tauchen.“

Völlig neu erfinden mussten sich diese Kunstfiguren allerdings nicht. Längst waren auf die Bühne der europäischen Tragicommedia dell'Arte an die Stelle der „Zanni“ und ihrer Abkömmlinge die neuen, ihren Trieben nicht mehr unbefangenen folgenden Figuren der „inetti“, „contemplativi“ und „malati“ getreten. Die unmittelbaren Vorläufer der modernen „inetti“, Antihelden allesamt, da eben „untauglich“ gegenüber dem Leben, waren vor allem die deutschen Sonderlinge und ihre russischen Abkömmlinge, deren Ahnenreihe über die svevianischen Leitsterne Jean Paul und Schopenhauer ins Dunkel der *melancholia* führt. In einer merkwür-

Denn dieses Schlimme hat doch die Schrift, Phaidros, und ist darin ganz eigentlich der Malerei ähnlich: Denn auch diese stellt ihre Ausgeburten hin als lebend, wenn man sie aber etwas fragt so schweigen sie gar ehrwürdig still. Ebenso auch die Schriften.

Platon

Tatsächlich konnte ich ja sagen, er war zwar unglücklich in seinem Unglück, aber er wäre noch unglücklicher gewesen, hätte er über Nacht sein Unglück verloren, wäre es ihm von einem Augenblick auf den anderen weggenommen worden, was wiederum ein Beweis dafür wäre, daß er im Grunde gar nicht unglücklich gewesen ist, sondern glücklich und sei es durch und mit seinem Unglück, dachte ich. Viele sind ja, weil sie tief im Unglück stecken, im Grunde glücklich, dachte ich und ich sagte mir, daß Wertheimer wahrscheinlich tatsächlich glücklich gewesen ist, weil er sich seines Unglücks fortwährend bewußt gewesen ist, sich an seinem Unglück erfreuen konnte.

Th. Bernhard,
Der Untergeher



Italo Svevo 1892, mit den Druckfahnen des „Inetto“, umbenannt in „Una vita“

digen Mischung aus Weltläufigkeit und Provinzialismus suchte Ettore Schmitz, hier ganz Triestiner, Modernität in den deutschen Klassikern. Seine Begeisterung für deutsche, aber auch russische Schriftsteller, die er gleichfalls in deutscher Sprache las, ist gut belegt. Ob er sich dabei auch mit Henri-Frédéric Amiel beschäftigt hatte, dessen 1884 postum veröffentlichten Tagebuch-

auszüge in Europa beträchtliches Aufsehen erregten? „Meine Sünde ist die Entmutigung, mein Unglück die Unentschlossenheit, meine Göttin die Freiheit, meine Fessel der Zweifel, mein ewiger Fehler das Aufschieben, mein Idol die unfruchtbare Beschaulichkeit, mein üblicher Irrtum das Verkennen der Gelegenheit ...“, schrieb Amiel, „le plus grand liseur de Genève“, in sein *Journal intime*, dem monumentalsten Zeugnis der hier beschriebenen Haltung, die Welt im Ich unter der zitierten Perspektive reflektiert, ohne dass es dem Autor aus seiner Sicht gelang, sich zum literarischen Werk durchzuringen. Übrigens sah sich auch er, der französisch schreibende, gelegentlich „deutsch bis ins Mark“⁵.

Menschlich betrachtet wird den meisten von uns die traurige Gestalt⁶ des an seiner Untätigkeit leidenden inetto heute sympathischer sein als der gleichzeitig in Mode kommende, später auch zur außerliterarischen Tat drängende *superuomo*, der anfangs auch als protestierender Gegenentwurf zu jenem ersteren zu sehen ist. Denn der psychologische Mechanismus der *inettudine* ist für den Vielleser fatal – in der Regel lesen die inetti zu viel, sehen ihr Leiden oft auch darin begründet – führt doch zuviel Möglichkeitssinn nicht nur zum Verlust der Wirklichkeit, sondern zum schmerzhaft empfundenen Stillstand des Ichs, bis hin zur Selbstaufgabe. Der Held von Svevos erstem Roman der inetto-Trilogie, bringt sich am Ende tatsächlich noch selbst um: „Kommt es nicht gleich zu einem instinktiven Agieren bzw. Handeln und zu einer erfolgreichen Auseinandersetzung mit einer gegebenen Situation, steigt der Bewältigungsaufwand.

Je mehr Zeit daraufhin vergeht, desto schwieriger ‚kommt man damit zurecht‘ und desto größer erscheint die Verantwortung. Die Belastung des eigenen Gewissens steigt mit zunehmendem zeitlichen Abstand. Damit ist ein weiteres Kriterium genannt, das Schuldgefühl⁷ – das Gefühl einer Schuld gegenüber dem Leben, also der Schuld, ihm nicht tätig gerecht zu werden. Überdies fordert die von den nicht nur lesenden, sondern auch schreibenden inetti verlangte Medizin, also die Abfassung des Romans als erlösende, ins Leben zurückführende Tat, zugleich das Opfer eben des Lebens, das sie retten helfen soll⁸, die Medizin verstärkt damit immer weiter die Krankheit.

Ein aufschlussreiches Gedankenspiel entwickelt der Autor, der einmal Italo Svevo werden sollte – derzeit nennt er sich noch Samigli – in seiner 1890 in Fortsetzungen erschienenen Novelle „L'assassinio di via Belpoggio“, die bereits eine Fülle später im Werk wiederkehrender Motive enthält. Der Mörder, als *poco energico*, inerte, ausdrücklich zur Familie der Antihelden svevianischer Ausprägung gehörig, hat ganz gegen diese seine Veranlagung, quasi aus Versehen, seine Tat, und zwar gleich die schrecklichste aller Taten begangen: seine Gedanken kreisen nun aber nicht um die moralische Schuld, hat er den Mord doch praktisch als ein anderer begangen, sondern allein um die Flucht. Auf dieser widerfahren ihm all die gedanklichen Verstrickungen, die sich von ihrem gewöhnlichen Zweck – der Anleitung zum Handeln – immer weiter entfernen und die gerade dadurch für das Personal Svevos ach so charakteristisch sind. Je mehr sich Giorgio, Antiheld der Novelle, nun darum bemüht, desto weniger gelingt es ihm, „natürlich“ zu erscheinen; sogar normales Gehen wird ihm streckenweise unmöglich. Er wird unweigerlich in die Hände der Häscher fallen. Ein Zuviel an Reflexion verkehrt die Flucht ins Gegenteil, ungewollt wird sie zur Selbstausslieferung. In ihrer Düsternis musste die Novelle auf den ersten Blick dostojewskisch oder kafkaesk anmuten, ist so aber nicht gemeint: Da der Mörder im Moment der Tat nicht nachgedacht hat, Schuld aber nur aus Nachdenken entstehen kann, stellt es sich für Giorgios Selbstmitleid schnell heraus, dass die Zeitungen, seine Mitmenschen überhaupt, ihm Unrecht tun, eher noch ist der Ermordete für die Tat verantwortlich. Eine undeutliche Schuld fühlt er höchstens gegenüber den seit langem schon enttäuschten Hoffnungen,

die seine Mutter einst in ihn setzte: Wen wundert's, dass der Mörder, um sich ein doppeltes Netz zu spinnen, das dann aber doch nur das seiner Hässcher wird – seine Tat nachträglich als Abbau eben dieser Schuld zu motivieren sucht. Die Leiden des Täters nach der Tat waren zwar unerträglich, aber nicht an die Schuld, sondern an die inettitudine gegenüber ihren Konsequenzen geknüpft!

Die Mordgedanken bleiben, bei zunehmend untergeordneter Bedeutung, in den drei Romanen Svevos erhalten, zur brachialen Tat selbst aber kommt es immer seltener. Vorerst bringt sich der Held im ersten, unter dem Titel „L'Inetto“ (Der Untaugliche), geplanten Roman, erst einmal selbst ums Leben. Ob wir ihn, Alfonso Nitti, an diesem Punkt mit Werther in eine Reihe stellen, Svevos Roman gar als parodistische Brechung des Goetheschen Plots begreifen dürfen? In einer von übersteigter Egozentrik geprägten Selbsterforschung schließt eine Seele ihr Innerstes auf, um uns an den Verwicklungen einer Liebesgeschichte teilhaben zu lassen, die, allzu einseitig betrieben, schließlich das ihr unangemessen dramatische Ende findet⁹. Die Unfähigkeit zur Kommunikation, die zum unverständenen Monolog führt, verbindet die beiden Romane. Erst der Leser, nach dem Tod des schreibenden Protagonisten – durch den Selbstmord wahrlich nicht zum Helden der Tat geworden, handelt es sich hier doch unter Auslassung aller möglichen gleich um die letzte aller möglichen Taten – erst der Leser soll dem im Romanhelden umgebrachten Autor das Verständnis entgegenbringen, das diesem so sehr fehlte.

Auch der zweite Roman, „Senilità“ (Greisenalter), wollte ein Erziehungsroman sein. Mit der Abfassung der Eingangskapitel hielt Svevo seiner Geliebten als Protagonistin und zugleich ersten Leserin einen Spiegel vor. Aber mit dieser erklärten Absicht zeichnet er nicht etwa einen Prozess des Helden nach, wie die lange gebräuchliche deutsche Übersetzung des Titels „Ein Mann wird älter“ nahelegt, sondern die fixe psychische Konstellation eines inetto in den Dreißigern, die in einer wandelbaren Welt an ihren Geschicken entlang- und vorbeidenkt. Hier kann man kaum von einem psychologischen Roman sprechen, wenn man unter Psychologie im wesentlichen die Erforschung der Bildung und Verwandlung der Seele verstehen möchte. Svevos statische Seelen sind auch deshalb nur eingeschränkt als autobiographische Zeugnisse

zu verstehen: Der Autor entwirft in unablässiger Folge Geschehnisse um eine als „krank“ beschriebene, wohl auch erlebte Seelenkonstellation herum, die nicht im Roman, sondern höchstens durch ihre Fixierung im Akt des Schreibens geheilt werden soll.

Es konnte nun allerdings nicht ausbleiben, dass die unveränderliche persönliche Verfasstheit der Helden Svevos auf die jüdischen Wurzeln Ettore Schmitz' zurückgeführt wurde: im Sinne des Autors war dies allerdings nicht. Schmitz hat zu seiner Person und damit auch zu seiner jüdischen Herkunft geradezu auffällig konsequent geschwiegen – dabei war vor dem Hintergrund des österreichischen Antisemitismus eine Auseinandersetzung mit jener schlechterdings nicht möglich. Svevos Helden bleiben aber Atheisten, die sich höchstens, soweit es sich um religiöse Bekenntnisse handelt, dem Christentum und nicht etwa dem Judentum entziehen – Schmitz selbst konvertierte 1897 auf äußeren, familiären Druck, ohne jegliche innere Beteiligung, verwand diesen Schritt aber nie. Eine erste Verquickung der svevianischen Antihelden mit der jüdischen Herkunft ihres Schöpfers stammt von Giacomo Debenedetti, dessen Urteil uns insofern kostbar sein muß, als er, wenn auch deutlich jünger als Schmitz-Svevo, noch von Zeitgeisterfahrungen zehren kann, die der späteren Kritik notwendig fehlen müssen. Es bleibt nun allerdings problematisch, dass sich die These vom unterdrückten, aus Schuldgefühlen heraus verschwiegenen, mit weiblicher Passivität unwiderrufbar verknüpften Judentum der Romanhelden Svevos ihrer Natur nach gerade durch das Fehlen von Belegen im Text selbst beweist.

Ob nun aber tatsächlich Weiningers Selbst-, Frauen- und Judenhaß die Helden Svevos oder gar das Selbstbewusstsein Ettore Schmitz' attackiert haben kann? Im Schlüsseljahr 1903 erstmals erschienen, wurde Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter“ zum Bestseller, und in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war es kaum möglich, seine Thesen zu ignorieren. Weiningers Theorien waren aber nicht etwa Auslöser einer neuen Bewegung, sondern nur eine weitere, nun antisemitisch eingefärbte Vulgarisierung und Umwertung eines schon Jahrzehnte andauernden Konflikts um die Décadence und ihre romantischen Vorläufer. Aus der in Jahrzehnten gewachsenen Vertrautheit mit dieser Diskussion heraus, in der Svevo, noch zu ei-





William Blake, Illustration zu
Miltons „L'Allegro and il Pen-
seroso“ (ca. 1820)

ner älteren Generation gehörig, für sich ganz offensichtlich elitäres Selbstbewusstsein aus der von ihm vielbeschworenen *malattia sog*¹⁰, fiel es ihm nicht sonderlich schwer, Weiningers Verdrehungen seinerseits zu instrumentalisieren: Im „Zeno“, dem dritten der drei Romane Svevos, werden sie dem Gegenspieler des Helden, dem mit Sorge betrachteten und mit Spott überzogenen Anti-Antihelden, dem nur vermeintlichen Helden Guido, in den Mund gelegt, während Zeno Cosini sie sich nicht so recht zu Herzen nehmen kann: als *Vademecum* zwar, auf Frauenjagd, sollen sie ihm angeblich nutzen können – was an dieser Stelle allerdings höchstens als ein weiterer witziger Beleg des Auseinanderfallens von Theorie und Praxis im Leben des seine Phantasien in einer sanften wie steten Erotomanie beschäftigenden Protagonisten gelten kann. Zur im letzten Roman glücklich gefundenen Bewältigungsstrategie gegenüber der seit nunmehr schon Jahrzehnten unverändert prekären Ausgangssituation der svevianischen Protagonisten gehört es immerhin, auf die eine Scheibe zu zielen und auf einer anderen ins Schwarze zu treffen¹¹.

Die angetraute Frau des Titelhelden, Augusta, wird im Spiel der fragwürdigen Oppositionen übrigens an ganz anderer Stelle positioniert: als „moralisches Abbild“ von Livia Schmitz verkörpert sie gegenüber dem Ehemann ausdrücklich die un hinterfragbare Gesundheit.

Schuldgefühle äußerte Svevo nicht gegenüber seiner Herkunft, allerdings zeit seines Lebens gegenüber der Sprache seiner Kindheit, die ihn, so meinte er jedenfalls, fortgesetzt gefangen hielt. Ihrer schroffen Schmucklosigkeit fehlte die Eleganz der weit ausholenden „*sintassi germanica*“ eines Proust – so Svevo selbst mit unverdrossener Bewahrung seiner deutschen Brille in seinem Profilo autobiografico. Diese seine Sprache war nun aber nicht, wie in anderen jüdischen Einwanderermilieus, auf das Jiddische der Einwanderer aus Osteuropa zurückzuführen – die Familie Schmitz verfolgte ihre Familiengeschichte, kaum nachprüfbar, ins Rheinische zurück. Vielmehr sprach man den unter den Einheimischen in allen Schichten mit Selbstbe-

wusstsein gepflegten triestinischen Dialekt. Symptomatisch für dessen Stellenwert ist die Szene, in der Zeno Cosini beim Vater um die Hand der Tochter anhalten will und ihn sogleich die Frage verwirrt, ob er auf Triestinisch oder doch eher auf Italienisch den angemessenen Ton treffen wird. Soweit ist es 1874 für Ettore Schmitz allerdings noch lange nicht, er soll erst einmal, so legt es die künftige Karriere als Kaufmann nahe, die deutsche Sprache erlernen; der Vater schickt ihn auf ein Internat in der Nähe von Würzburg. Doch Svevos Verhältnis zur deutschen Sprache bleibt passiv, ihr unterwirft er sich zwar gern, auch bewundernd – er will nun Schriftsteller werden – aber zurück in Triest verfasst er seine ersten Kritiken und seine irredentistischen Artikel auf Italienisch. Diese zweite Hochsprache, die er nach eigenem Bekenntnis, vor allem aber in den Augen einer verständnislosen Kritik ebenfalls nie vollkommen beherrschte, erlaubte ihm Abstand und Auflehnung, während er sich zur Lektüre italienischer Literatur geradezu nötigen lassen wollte. In dieser Konstellation erscheint es auf den ersten Blick folgerichtig, wenn der Vielleiter Svevo auch seine Romane und Novellen in der Sprache der Aktion, der Auflehnung und Befreiung verfasst. Nur dass die irredentisti mit ihrem Heros Carducci – deutsche Leser kennen ihn als Lehrer Settembrinis – sprachlich (und wohl auch politisch) im 19. Jahrhundert gefangen geblieben: Svevo ersparte sich auch diesen Widerspruch nicht, um ihn wenigstens stilistisch auf eine in Italien bis dahin und noch für Jahrzehnte unerhörte Weise zu überwinden.

Die überwältigende Überzahl der *inetti* bleibt unerkannt, und die literarischen Werke, die von einigen unter ihnen geschaffen werden, relativieren zugleich die tragische Dimension des Charakters dieser wenigen Ausnahmen: am Ende wussten sie ja doch, und waren die Hürden noch so hoch, zu schreiben, ein Werk zu schaffen, also das Grundübel wenigstens auf dem Papier zu überwinden! Es ist auch hier, wie bei so vielen von Svevos schreibenden Kollegen, der Weltkrieg, der die aus dem 19. Jahrhundert erwachsene Blockade, die Krankheit, überwinden helfen muß. Svevo hatte es zwar bereits zum selbstaufgelegten Schreibverbot gebracht, konnte dieses aber nun in seinem dritten „Roman“, geschrieben als fiktive, nicht mehr literarisch legitimierte, sondern psychoanalytisch indizierte Lebenserinnerung, endlich aufheben¹². Er



Triest, Stadtbibliothek,
 „Hier erwarb Svevo
 ‚ein wenig italienische Kultur‘“
 (Foto: Peter Gaida)

begründet damit die fiktive Autobiographie – man denke etwa an den in Selbstbetrachtungen gefangenen, ausdrücklich unter seiner „inaction“ leidenden Adolphe von Benjamin Constant¹³ – für die Moderne neu. Es ist also nicht der Einfluß der rückwärts gewandten Autoaggression Weiningers, das mit sich selbst ins Unreine gekommene Judentum, das Svevo „modern“ werden ließ: Als Leser zwar ebenfalls tief im 19. Jahrhundert verwurzelt, verweigert er sich doch den Selbstvergiftungen einer in die *Décadence* mündenden, erst neurotisch, gelegentlich auch psychopathisch gewordenen Vulgärromantik, wie sie noch dem kommenden Jahrhundert ihren Stempel aufdrücken sollte, das ihre verdrehten Lehren begierig aufzog. Demgegenüber ist Svevo seinem unmittelbaren Umfeld mehr verpflichtet, als ihm lieb sein konnte (schließlich war der der Freiheit zu zahlende Preis, als Schriftsteller unbeachtet zu bleiben): das explosionsartig anwachsende, einem kruden Materialismus verschriebene Triest¹⁴ – Svevo schildert nie die Stadt als realen Ort – hält sich dem ästhetischen Idealismus fern und läßt so, dem Intellektuellen eine Stadt ohne Väter, zum mutigen Neuanfang ein.

Es verwundert daher nicht, wenn Svevo auch der Psychoanalyse offen und ihrem Lehrgebäude zugleich skeptisch gegenüberstand. Zeit seines Lebens lehnte er sie in allen überlieferten Mitteilungen gegenüber Dritten als System und erst recht als Therapie ab, äußerte sich kritisch bis herablassend – und konnte doch von ihr nicht lassen. Die Beschäftigung mit dem Unbewussten und seiner Arbeit im Verborgenen ist nicht nur literarisch, sie ist auch an die Begleitung und Beobachtung von Fällen aus dem Bekannten- und Familienkreis geknüpft. Svevo gibt uns nicht die Lehren der Psychoanalyse, er schreibt aber immer neue autobiographisch anmutende Texte, aus denen viele ihrer Aspekte *ex novo* gezogen werden könnten, er erfindet Fallbeschreibungen, in denen er die daraus zu ziehenden Lehren versteckt, zugleich aber auch verrät. Die schriftstellerische Arbeit, aus der ironisch gebrochenen Lehre die empirische Welt herauszumodellieren, müssen wir uns wohl tatsächlich so vorstellen, wie Svevo sie im zitierten Brief an Montale beschrieb, wobei nur noch zu ergänzen wäre, daß der seinen Helden mimende Autor seine eigenen Erinnerungen auch mit dem Wissen um die Freudsche Lehre umfärbt.

Über das der Psychoanalyse gegenüber so über-

aus offene Klima vor allem der jüdischen Kreise Triests liegen einige Zeugnisse vor. Folgt man Giorgio Voghera, ließ sich eine ganze Gesellschaft durch die Lektüre der Schriften Freuds, besonders auch durch das Wirken von dessen Schüler Edoardo Weiss in der Stadt, zu einer Teilhabe an den von Wien ausgehenden Entdeckungen anregen. Dabei verwischten sich die Grenzen zwischen Studium, Therapie und gegenseitiger Beobachtung als aufregendes Gesellschaftsspiel beständig. Und auch über das Verhältnis der Psychoanalyse zu etwaigen jüdischen Wurzeln weit über die jüdische Autorschaft hinaus ist viel, und nicht nur in Triest, spekuliert worden, beginnend mit der Frage nach den Inspirationsquellen ihres Entdeckers selbst. Doch auch, wenn es reizvoll erscheint, Freud etwa in einer Linie mit der lurianischen Kabbala, dem Chassidismus und Rabbi Nachman von Brazlaw zu sehen, so wie es Yigal Blumenberg und Andrea Huppke in „Jüdische Wurzeln der Psychoanalyse“ (Tübingen 1997) versuchen, kranken solche und andere Ansätze zumindest für den Historiker an derselben Schwäche wie die Versuche, das Judentum Svevos für den Charakter seines Werk verantwortlich zu machen. Wo sich strukturelle Übereinstimmungen mit spezifischen jahrhunderte- oder jahrtausendealten Texten aufdecken lassen, fehlt der Nachweis, dass diese dem Autor bekannt waren oder er gar durch ihr Studium geprägt worden wäre. Wo hingegen der nächsten Versuchung, der Aufdeckung eines vermeintlich überzeitlichen Kontinuums, glücklich widerstanden wurde und eine spezifische zeitgebundene Gruppenmentalität synthetisiert wird, mangelt es dann an der Bewahrung der persönlichen, nicht mehr aus der Gruppe zu erklärenden Voraussetzungen des Autors, der nur noch als Repräsentant gesehen wird.

Einfacher wird es, wenn wir den Zeugnissen der Autoren selbst folgen. Nicht, dass die Psyche, die in eigener Sache spricht, sich immer auf dem Königsweg zur Erkenntnis bewegte. Aus den Antworten von beiden, von Freud und von Svevo, spricht allerdings eine Bedachttheit, die hier interessieren muß. Beide äußern sich dabei gewissermaßen *aparté*, ohne ihre Selbsteinschätzung durch prominentere Plazierung in ihre offizielle Autobiographie einzufädeln. Freud hatte sich gegenüber dem Wiener B'nai B'rith anlässlich der ihm 1926 ausgerichteten Geburtstagsfeier so ausgedrückt: „Weil ich Jude war, fand ich mich frei von vielen Vorurteilen, die

andere im Gebrauch ihres Intellekts beschränkten, als Jude war ich dafür vorbereitet, in die Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der 'kompakten Majorität' zu verzichten“. Mit anderen Worten: die spezifische Moral der christlichen Mehrheitsgesellschaft sucht die Umwälzung ihrer Vorstellungen von der Sexualität mit Nachdruck zu verhindern, aber wer sich schon zu den Außenseitern zählt, der weiß sich eher dazu in Opposition zu setzen. Svevo fasst den Ursprung dieser Haltung im privaten Gespräch so zusammen: „Nicht die Rasse, das Leben macht den Juden“¹⁵.

Es ist nicht nur die Nikotinsucht, die Freud mit Svevo verbindet¹⁶. Die Skepsis als geistige Haltung, die Svevo in Freuds Werk wiederfinden kann-

te, richtete sich dabei auch gegen das eigene Werk: als unverdrossen insistierende Wertschätzung des Details, verbunden mit einer erstaunlichen Fähigkeit zur Distanz in psychischen Angelegenheiten, auch gegen deren das eigene Bewußtsein manipulierenden Tendenz. Die Distanz zu sich selbst weiß Svevo schließlich auch gegen sein eigenes Übel zu instrumentalisieren, seine sanfte Waffe war allerdings nicht die Analyse, sondern der Humor – mit Erfolg. Als letzter Streich der lokalen Chronologie kann die Aufstellung einer Büste Svevos im Stadtpark des inzwischen italienisch gewordenen Triest im Jahr 1931 gelten, im Jahr IX der era fascista – doch war die triestiner Zeitrechnung hier auf einmal ihrer Zeit weit voraus.

1. Nach: Italo Svevo, *Romanzi e „Continuazioni“*, Mailand 2004

2. Den sie alle vereinigenden Bruch im Selbstbewusstsein moderner Romanhelden zeichnen, ausgehend von einer hegelianischen Kategorisierung, Titel der vergleichenden Literaturwissenschaft zum „unglücklichen Bewußtsein“ nach, etwa Philippe Chardin, *Le roman de la conscience malheureuse: Svevo wird hier zum ältesten Autor einer demselben Zeitgeist verpflichteten Reihe, die dann über Gorki und Proust, Mann und Musil, bis Aragon gezogen wird* (1998).

3. So jedenfalls unter Berufung auf P. N. Furbank, Elizabeth Schächter, *Origin and Identity. Essays on Svevo and Trieste*, Leeds 2000.

4. Goethe drückte es seinerseits so aus: „er sah ... sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait, ein anderes Selbst“, *Lehrjahre VIII*, 1.

5. *Journal* vom 25.7.1852; wir wissen nur sehr wenig über die zerstörte und zerstreute Bibliothek Svevos, auch wenn im Oktober 2011 eine Ausstellung mit überraschenden und auch für unseren Zusammenhang interessanten Neufunden stattfand: <http://ilpiccolo.gelocal.it/cronaca/2011/10/02news/trieste-risputano-i-libri-perduti-di-italo-svevo-1.848722>.

6. Kein Zufall, dass der Begründer des modernen Romans von einem Vielleser berichtet, dem es auf durchaus komische Weise nicht mehr gelingt, objektive Wirklichkeit und subjektive Phantasie zur Deckung zu bringen; das Handeln war ihm aber noch nicht abhanden gekommen. Zur Charakterisierung: Herman Meyer, *Der Sonderling in der deutschen Dichtung*, 1984

7. Christian Gerth, *Das Phänomen der inettitudine in der italienischen Erzählliteratur des frühen 20. Jahrhunderts*, Diss. Göttingen 2008

8. Jean Starobinski in calvinistischer Interpretation der Melancholie (dt.: *Geschichte der Melancholiebehandlung*, 2011)

9. Werthers Geschichte wird aufgeschrieben, um daraus zu lernen – dahinter ist die Tradition der pietistischen Erweckungsschriften zu erkennen, als welche die in ihren Kreisen zirkulierenden Tagebücher der Innenschau zu gelten haben.

10. Die Gesunden, und zwar gerade ihrer ordinären geradlinigen Gesundheit halber, betrachtet der Kranke nicht erst seit Jahrhun-

dertbeginn und noch lange darüber dieses hinaus nicht etwa mit Neid, sondern mit Herablassung – am prominentesten in Thomas Manns „Zauberberg“.

11. Die glückliche Anwendung des Bildes nach François Bondy, *Ragni Maria* Gschwend, Italo Svevo, Reinbek bei Hamburg 1975. – Eine differenziertere Rückweisung der bis in neuere Zeit zu verfolgenden Versuche, Svevo zu weinigerisieren, bei Giuliana Minghelli, *In the Shadow of the Mammoth*, Toronto 2002.

12. Enrico Ghidetti, *Italo Svevo. La coscienza di un borghese triestino*, Rom 1992 (dt.: *Ein Bürger aus Triest*, 2001)

13. Auch Constant stammte aus dem schon erwähnten Milieu: er schloß sich in Lausanne der von ihm selbst als „pietistisch“ bezeichneten Sekte der *Âmes Intérieures* an, denen zahlreiche Familienmitglieder angehörten: *Cécile*, Kap. VI, *Œuvres*, Paris 1957. In jungen Jahren las er „mit lebenslänglichen Folgen“ bis zu zehn Stunden am Tag (*Le Cahier rouge*, ebd.).

14. Giorgio Voghera, *Gli anni della psicanalisi*, Pordenone 1980, hält sich ansonsten, selbst ein Sohn der „città 'bastarda'“ als wohl letzter Nachkömmling eines jüdischen Goldenen Zeitalters der triestiner Literatur, der modischen und doch beklagenswert naiven Ineinssetzung von Lokalfair und Buchatmosphäre so fern wie möglich. Demgegenüber steht eine Literaturwissenschaft, die die Mythenbildung nicht ihrem Gegenstand überlassen wollte und die Stilisierung Triests zu einem Klein-Prag bevorzugt. Wir staunen allerdings über die Verknüpfung von Literatur und *genius loci*, wenn eine Stadt derart unterschiedliche Autoren wie Italo Svevo und Theodor Däubler hervorbringen kann – auch der ein zweisprachiger Kaufmannssohn, und sein Vater ein wirklicher „svevo“, Schwabe, aus Augsburg.

15. so Ghidetti.

16. Glücklicherweise sind die Herausgeber der Werke Freuds noch nicht, wie im Falle Svevos, auf die Idee gekommen, die Umschläge seiner Buchausgaben oder von Kommentaren dazu mit Zigarrenkisten oder gefüllten Aschenbechern zu zieren. – Der Blick auf Freud hier ist Peter Gay verpflichtet: *Freud, Juden und andere Deutsche* (Hamburg 1986); dort zu Freuds Verwurzelung in der deutschen Literatur.

Buchgestöber

Volksschule im Regierungsbezirk Düsseldorf

Systematisch angelegt, voller Information über die Schulen, ihre Lehrer und Lehrerinnen. Beginnend mit einem historischen Abriss über den politischen Kontext und zur Entwicklung der Institution, Standorte (39 Schulen an 36 Orten), schulische Einrichtungen, Gründungen und Schließungen.

Nach 14 Kategorien befragt und geordnet, bietet das Buch zahllose interessante Einzelheiten und bildet ein wichtiges Nachschlagewerk, zuweilen ist es auch ein Lesebuch. Es enthält überdies ein Verzeichnis der Fibeln (Schulbücher waren oft Mangelware ...), eine Gehaltstabelle, die allerdings keine Vergleiche mit den Lebenskosten zulässt, wenn sie auch zeigt, wie miserabel oft die Gehälter wa-



Gisela Miller-Kipp: Zwischen Kaiserbild und Palästina-Karte. Die Jüdische Volksschule im Regierungsbezirk Düsseldorf (1815–1945). Archive, Dokumente und Geschichte. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2010. 449 Seiten. Euro 59,90. ISBN 978-3-412-20527-0.

ren. Die Zusammenfassung wertet die Datenerhebung aus und gliedert Zeiträume, innerhalb derer generelle Aussagen möglich sind: 1815–47; 1847–72; 1872–80; 1880–1920; 1920–33; 1933–37/38–1942. Ein Tafelteil enthält 12 Bild- und 15 Textdokumente von 1831 bis 1941. Das Ganze ist ein hochwichtiger, lebendig geschriebener Beitrag zur noch kaum beackerten Erforschung der kargen Welt der jüdischen Volksschule und ihrer Lehrer und ihrer Schülerinnen und Schüler.

Katrin Nele Jansen

Stille Orte der Erinnerung

Am Anfang stand das Staunen des Autors über zwei nahezu unbekanntes Zeugnisse der blühenden jüdischen Vergangenheit der Bukowina: Die Synagoge in Radautz, bis zum Beginn der Deportationen 1941 eine der größten jüdischen Gemeinden in der Bukowina, und der jüdische Friedhof von Siret. Anschließend machte sich der Schweizer Diplomat auf die Suche nach jüdischen Friedhöfen in den weniger bekannten Regionen außerhalb der städtischen Zentren der Bukowina. Daraus ist ein einzigartiger Bildband entstanden, der eine Auswahl von insgesamt 15 Friedhöfen mit ihren oftmals besonders kunstvollen Grabsteinen präsentiert. Nach der fast

vollständigen Auslöschung der Juden in diesem historischen Grenz- und Vielvölkerland sind die Friedhöfe Denk- und Mahnmäler. Sie zu erkunden und diese Region zu bereisen, dazu will der Band nicht zuletzt den Leser und Reisenden einladen. Er versteht sich – so der Verfasser im Vorwort – ausdrücklich auch als Zeichen „gegen das Vergessen des jüdischen Lebens in Rumänien und in der Ukraine und gegen das Vergessen des Holocaust, der sehr wohl auch eine rumänische und ukrainische Realität ist“.

jr

„... die Welt mein Vaterland“

„Der Bericht dieses tätigen Lebens ist spannend wie der bewegteste Roman.“ Mit diesen Worten wurde Ende 1933 von einem niederländischen Exilverlag Ernst Tollers Autobiographie angekündigt. Ernst Toller (1893–1939), der aus einer deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie in der preußischen Provinz Posen stammte, war 1914 begeisterter Kriegsfreiwilliger. Die Kriegserlebnisse an der Westfront machten ihn zum Pazifisten. 1933 gehörte er zu den ersten Ausgebürgerten. Im Exil hatte der Schriftsteller es zunächst erneut zu internationalem Ansehen gebracht. Später resignierte er vor der Uneinigkeit der deutschen Emigranten („ein wüster Haufen aus zufällig Verstoßenen, darunter vielen jüdisch verhinderten Nazis ...“). 1939 nahm er sich in New York das Leben. „Eine Jugend in Deutschland“ liegt jetzt in einer von Wolfgang Frühwald, einem Kenner der Exilliteratur, herausgegebenen Neuausgabe vor. Sie ist mehr als ein bloßer Nachdruck des Lebensberichts von Toller, der für sich allein – auch 80 Jahre nach seinem Erscheinen – nichts von seiner Prägnanz und Eindringlichkeit eingebüßt hat. Hinzu kommt der Anhang, der rund die Hälfte der Ausgabe ausmacht, mit einer ausführlichen Kommentierung und einem kommentierenden Personenverzeichnis. Beides erklärt die historischen Zusammenhänge und die auftretenden Personen und erschließt so dem heutigen Leser dieses nicht nur zeitgeschichtlich bedeutsame Werk der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. *jr*

Vergessener Chronist

40 Jahre nach seinem Tod erfährt das fotografische Werk von Leo Rosenthal (1884–1969) in Ausstellungen und mit dem vorliegenden Bildband eine beeindruckende Würdigung. Der aus Riga stammende Jurist war von 1920 bis 1933 in Berlin Gerichtsre-



Simon Geissbühler: Jüdische Friedhöfe der Bukowina. Bukarest: Noi Media Print. 112 Seiten. 109 Abbildungen. Gebunden. 69,50 Lei.



Ernst Toller. Eine Jugend in Deutschland. Herausgegeben und kommentiert von Wolfgang Frühwald. 470 Seiten. 25 Abb. Stuttgart: Reclam 2011. 28,95 Euro. ISBN 978-3-15-0101808-6.

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut
für deutsch-jüdische Geschichte
an der Universität Duisburg-Essen,
Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz

Karina Küser

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



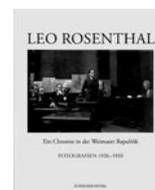
Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

porter und Gerichtsphotograf des *Vorwärts*. Ihn faszinierte nicht nur das Geschehen in den Berliner Gerichtssälen, offensichtlich auch das verbotene Fotografieren in ihnen. Die Gerichtsfotografie steht auch im Mittelpunkt des Bildbandes, der daneben in zwei Textbeiträgen – neben einem biografischen Teil – Rosenthals Werk in die Geschichte der Gerichtsphotografie einordnet. Nach 1933 gerieten Rosenthal und sein Werk in Vergessenheit. Der Sozialdemokrat und Jude wurde ins Exil getrieben und gelangte 1942 von Marseille aus in die USA. In New York arbeitete er als freiberuflicher Fotograf bei den Vereinten Nationen. Ein Großteil von Rosenthals Berliner Gerichtsphotografien gelangte noch vor seinem Tod in den Besitz des Landesarchivs Berlin. Sie zeigen den Justizalltag im Rechtsstaat der Weimarer Repu-

blik und sind somit eine bedeutende zeitgeschichtliche Dokumentation. Zugleich führen sie uns den Verlust an Wissen und Kultur vor Augen, ganz abgesehen von menschlichem Leid, das Deutschland durch Verfolgung, Vertreibung und Ermordung verübt und erlitten hat.

jr



Leo Rosenthal. Ein Chronist in der Weimarer Republik. Fotografien 1926–1933. Hg: Landesarchiv und Rechtsanwaltskammer Berlin. Mit Texten v. B. Welzing-Bräutigam, J. Frecot und B. Weise. 160 Seiten. 99 Tafeln. 24 Abb. München: Schirmer/Mosel 2011. 29,80 Euro. ISBN 978-3-8296-0564-9.

Wird jüdisches Erbe „Welterbe“?

Vor fast 40 Jahren hat die UNESCO das „Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“ verabschiedet. Damit hat die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur es sich zur Aufgabe gemacht, das kulturelle und natürliche Erbe der Völkergemeinschaft auch auf internationaler Ebene zu schützen und die Vertragsstaaten in ihren Bemühungen um Erfassung und Erhaltung dieses Erbes zu unterstützen.

In Deutschland gehören 36 Kultur- und Naturgüter zu den Welterbestätten, in erster Linie Baudenkmäler, von den prähistorischen Pfahlbauten am Bodensee über den Obergermanisch-Raetischen Limes und den Kölner Dom bis hin zur Zeche Zollverein in Essen. Es ist auffällig, dass bislang keine jüdischen Kulturgüter benannt worden sind. Nun aber gibt es drei miteinander konkurrierende Initiativen, endlich auch jüdische Stätten auf die Listen des Weltkulturerbes zu bringen. Zur Vorbereitung dessen fanden 2011 drei internationale Tagungen statt, auf denen das Steinheim-Institut jeweils mit mehreren Vorträgen engagiert war.

Anfang April tagte in Berlin die deutsche Abteilung von ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) gemeinsam mit dem *Landesdenkmalamt Berlin* und in Zusammenarbeit mit der *Jüdischen Gemeinde Berlin*, der *Stiftung Neue Synagoge Berlin-Centrum Judaicum* und der *Arbeitsge-*

meinschaft Friedhof und Denkmal-Museum für Sepulkralkultur Kassel, zum Thema „Jüdische Friedhöfe und Bestattungskultur in Europa“. Im Mittelpunkt stand das Bemühen, den Friedhof **Berlin-Weissensee** (Herbert-Baum-Straße) auf die Vorschlagsliste zu setzen. Diese 1880 angelegte Stätte, ist mit über 115.000 Grabstellen der flächengrößte erhaltene jüdische Friedhof in Europa und bietet allein schon dadurch ein eindrucksvolles Ensemble deutsch-jüdischer Sepulkralkultur, mit Mausoleen und Grabtempelchen in fast allen einst modernen Stilrichtungen als ein Ausdruck des Selbstbewusstseins und der Finanzkraft des großstädtischen Bürgertums neben schlicht und nüchtern gestalteten Reihengrabstätten. Aber auch seine garten- und wegebauliche Grundstruktur, der Bau- und Baumbestand, ja sogar Flora und Fauna sind von Bedeutung. Zudem ist dieser heute noch genutzte Friedhof Spiegelbild deutscher und jüdischer Geschichte: von Kaiserzeit und Weimarer Republik über die NS-Zeit – als der Friedhof untergetauchten Juden vorübergehend Schutz bot – über die Zeit der DDR bis hin zum pulsierenden jüdischen Leben des heutigen Berlin.

Anfang Juni fand im Hamburger Warburg Haus als „exploratory workshop“ die internationale Tagung „Jewish Cemeteries as World Cultural Heritage“ statt, veranstaltet von der *Stiftung Denkmalpflege* und dem *Denkmalschutzamt Hamburg* in

*Wir wünschen allen
unseren Leserinnen und Lesern
und denen, die unser Institut in Treue fördern,
frohe, erholsame Festzeiten
und ein glückliches, gesundes Jahr 2012*

Verbindung mit dem *Hamburger Institut für die Geschichte der deutschen Juden Hamburg und dem Eduard-Duckesz-Fellow*. Hier stand im Mittelpunkt der Friedhof **Hamburg-Altona** in der Königstrasse (dessen fast 6000 aschkenasische Grabsteine das Steinheim-Institut in einer online-Edition und in Buchform dokumentiert und erforscht hat). Sein sefardischer Teil ist in ganz Nordeuropa ein außergewöhnliches Zeugnis der spanischen und portugiesischen Juden, die sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Amsterdam, London, Hamburg und Glückstadt niederließen. Das Faszinierende dieses Ortes ist aber gerade das Neben- und Miteinander von sefardischer und aschkenasischer Grabkultur auf zwei ursprünglich nah benachbarten Friedhöfen, die heute eine Einheit bilden, die aschkenasischen Grabsteine mit ihrer aufwändigen Kalligraphie neben den oft zweisprachig in Portugiesisch/Spanisch und Hebräisch beschrifteten liegenden Grabplatten der Sefarden, reich geschmückt mit biblischer wie weltlicher Symbolik und Ornamentik.

Und Ende November lud die Generaldirektion *Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz* in Kooperation mit der *Hochschule für Jüdische Studien* und dem *Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg* zu einer Tagung ins Landesmuseum: „Die SchUM-Gemeinden **Speyer – Worms – Mainz**. Auf dem Weg zum Welterbe“. Auch hier wurden die mittelalterlichen Friedhöfe von Mainz und Worms thematisiert, die die ältesten erhaltenen Zeugnisse dieser Art sind und von uns dokumentiert und erforscht werden: Worms von Michael Brocke und Annette Sommer, Mainz von Nathanja Hüttenmeister, sowie die Speyerer Spolien von Dan Bondy. Selbstverständlich wurden zahlreiche weitere bedeutende Reste der Kultur dieser weltweit berühmten und erinnerten Gemeinden und ihre gründliche Erforschung vorgestellt, der „Synagogengarten“ in Worms mit Synagoge, Raschi-Haus und Mikwe, sowie der „Judenhof“ in Speyer mit Mikwe und den Überresten der Synagoge.

Neben diesen drei Initiativen strebt auch die Landeshauptstadt Thüringens den Titel für das reiche jüdische Erbe von **Erfurt** vom Ende des 11. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts an, mit seinem baulichen Ensemble von alter Synagoge, Mikwe, dem „steinernen Haus“ aus dem 13. Jahrhundert und den Resten des zerstörten mittelalterlichen Friedhofs, von dessen verschleppten Grabsteinen immer

mehr entdeckt werden. Hinzu kommt die reichhaltige Sachkultur, mittelalterliche Handschriften und der 28kg schwere „Erfurter Schatz“ aus dem 14. Jahrhundert.

Mitte 2012 beginnen die Beratungen der Kultusministerkonferenz zur Fortschreibung der deutschen Tentativliste, der Vorschläge zur Aufnahme in die Unesco-Liste des Welterbes, für die jedes Bundesland zwei neue Stätten benennen darf, je ein Kultur- und ein Naturerbe. Seien wir gespannt, ob eine und wenn ja, welche der vorgestellten Initiativen, die jede für sich ihre Berechtigung hat, schließlich erfolgreich sein wird. Wir tun alles, um die uns gestellten Aufgaben professionell und verlässlich zu bearbeiten.

nh/red

Mitteilung

Das Jonas Cohn-Archiv – online präsent

In den 1920er Jahren notierte Jonas Cohn in sein philosophisches Tagebuch: Nähme einmal ein anderer seine Aufzeichnungen zur Hand, so solle er wissen, dass seine Lieblingsbeschäftigung das Gärtnern sei. Heute präsentiert sich sein handschriftlicher Nachlass online (steinheim-institut.de) und bald wird dem Leser bewusst, dass der Denker beim Schreiben immer auch den anderen im Blick hatte. Seine Handschrift ist betont sorgfältig, jeder Eintrag mit einem Datum versehen, in einem Register erfasst, die Seiten sind von

Hand durchgezählt. So hat Cohn die klare systematische Darstellung seines veröffentlichten Werks auch in seinem handschriftlichen Nachlass beibehalten. Hierauf aufbauend war es uns mit dem DFG-Projekt „Qualitative Digitalisierung des handschriftlichen Nachlasses des Philosophen Jonas Cohn (1869–1947)“ möglich, das Jonas Cohn-Archiv zu digitalisieren, eine Sicherungsverfilmung herzustellen und die Briefe und Handschriften der Forschung online anzubieten. Wir sind so zu Gärtnern Cohns geworden und können ihn nun hegen und pflegen, auf dass sein Werk neue Früchte trägt, die andere ernten wollen. Wir danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die dreijährige Förderung.

Margret Heitmann

Neues und Altes

Altes wird neu gedacht, (Thesis)
Neues ist alt begründet.
Des Zeitenwandels Macht
Historie laut verkündet.

Nichts gelten Alt und Neu, (Antithesis)
Sie schwinden mit der Zeit.
Der Fromme, still und treu,
Schaut Gottes Ewigkeit.

Dem Ewgen zugewandt (Syntithenai)
Sein Recht dem Tage geben,
In den wir eingebannt:
Das heisst als Denker leben. (Schlechte Verse – aber richtig gedacht)

Jonas Cohn: Tagebuch „Neues und Altes“, 1940–1942, 24.10.1940

Der Esel von Rhäzüns

Betrachtet man die unzähligen Weihnachtsdarstellungen durch die Jahrhunderte, so sind neben der „Heiligen Familie“, den anbetenden Hirten samt den Weisen aus dem Morgenland (Mt 2) immer auch die zwei treuen Begleiter aus der Tierwelt, Ochse und Esel, an der Krippe in Bethlehems Stall anzutreffen. So selbstverständlich sie aber zu den dort Versammelten gehören, so erstaunt ist man festzustellen, dass sie in der biblischen Weihnachtserzählung des Evangelisten Lukas (Kap. 2) gar nicht erwähnt werden. Wie aber ist die Gegenwart von Ochs und Esel auf Weihnachtsdarstellungen zu erklären?

Nun ist es ja nicht verwunderlich, dass bei Geschehnissen, die sich in einem Stall mit einer Futterkrippe ereignen, auch Tiere präsent sind. Da befremdet schon eher die Anwesenheit gerade entbundener Mütter, in Windeln gewickelter Kleinkinder oder gar die von „Königen“, als die die Weisen aus dem Morgenland in einer ebenfalls nirgendwo dokumentierten Dreizahl stets in Erscheinung treten.

Aber das ist ja gerade das Außergewöhnliche der Weihnachtsgeschichte, dass sich hier entscheidende *menschliche* Schicksale in einem Stall abspielen, wobei die still-staunenden Blicke der beiden „Nebendarsteller“ aus der Tierwelt den Eindruck erwecken, als wäre auch ihnen eine tiefe Einsicht in das Geheimnis des Weihnachtswunders offenbart worden.

Wie man nun weiß, ist die christliche Kunst leider keineswegs frei von antijüdischen Tendenzen. Ob es die Schöpfer der unterschiedlichen Weihnachtsdarstellungen in dieser Absicht taten oder andere es in ihre Altäre und Gemälde hineininterpretierten: Schon bald deutete man die Präsenz von Ochs und Esel in antijüdischer Weise als einen Hinweis auf Jesaja 1,3: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt's nicht und mein

Volk versteht's nicht.“ Weiser als Israel also seien Ochse und Esel, denn sie erkannten – im Gegensatz zu Gottes erwähltem Volk – in dem Kind in der Krippe den verheißenen Messias.

Ganz anders, so scheint es, die Weihnachtsdarstellung vom Ende des 14. Jahrhunderts aus dem Kirchlein Sogn Gieri zu Rhäzüns im schweizerischen Graubünden. Die dort die Wände bedeckende „Biblia pauperum“ zeigt einen bei weitem nicht so verständigen Esel. Anscheinend unwillig darüber, dass er nicht an sein Futter kommt, weil irgendein Kleinkind seine Krippe besetzt hält – gleicht sie hier nicht verdächtig einem Altar? – schnappt er sich die Windel, auf die das Kind gebettet ist, und zieht diese, ohne Rücksicht und nur das Futter im Blick, unter jenem hinweg. Wo bleibt da die Messiaserkenntnis! Das Neugeborene aber rollt ob dieses Manövers auf die Seite und dann, das ahnt man nur noch, aus seiner provisorischen Schlafstatt in die geöffneten Arme seiner wachsamem Mutter. Was für ein Glück! Welche Rolle der Ochse bei dieser riskanten Aktion spielt, bleibt allerdings zu fragen. Bei näherem Hinsehen nämlich kann man den Eindruck gewinnen, dass auch er nicht unbeteiligt an dem Geschehen ist!

Nun wäre es sicher möglich, das hier so provozierend dargestellte Ereignis mit einer theologischen Deutung zu befrachten. Denn es existiert noch eine andere Tradition, die den Ochsen als reines Tier mit Israel gleichsetzt, den Esel dagegen die Völkerwelt und damit auch die Christenheit repräsentieren lässt. Indem diese sich an die Stelle Israels als Gottesvolk gesetzt hat, hat sie nicht nur Israel, sondern auch den Juden Jesus aus ihrer Mitte verstoßen.

Ohne Zweifel ist der Kirche solch ein Verhalten vorzuwerfen. Aber ob das alles in das naiv-schöne Wandgemälde von Sogn Gieri hineinzulesen ist? Doch wenn es tatsächlich so wäre, dann sollte man den Esel von Rhäzüns vielleicht einmal an seine treue Urahnin, die sprechende Eselin des Sehers Bileam erinnern, die im Gegensatz zu ihrem Herrn viel früher erkannte, dass Israel Segen gebührt, wie in Numeri 24 zu lesen ist: „Wie lieblich sind deine Zelte, Jakob, und deine Wohnungen, Israel. Gesegnet sei, wer dich segnet und verflucht, wer dich verflucht.“

Was auch immer sich der Maler des Frescos von Rhäzüns bei seinem eigenwilligen Esel gedacht haben mag – wir wissen es nicht. Heute darf er uns ein leises Schmunzeln entlocken. *Annette Sommer*

